

Auf falschem Boden.

Roman von H. Courths-Mahler.

(2. Fortsetzung.)

Er lachte gutmütig und legte seine große, kräftige Hand vergleichend neben die ihre. „Dafür ist Ihre Hand ein kleines Wunder an Schönheit und Feinheit. Wollen Sie mir einen Wunsch erfüllen, Hella?“

„Wenn es in meiner Macht liegt, von Herzen gern.“

„Gestatten Sie mir, daß ich Ihre Hand modelliere, wenn wir nach Hause kommen. Ich habe es mir schon lange gewünscht.“

Sie sah neugierig verwundert auf ihre Hand herab. „Ist sie denn so schön?“ fragte sie erklaut.

„Wunderbar, es ist eine Hand, die förmlich besetzt ist. Sie gleicht einem Gebirge, welches von Herzen spricht.“

Sie lächelte ein wenig verlegen und sah noch immer auf ihre Hand herab. „Jetzt werden Sie gar poetisch. Das werden Sie eigentlich immer, wenn Sie auf Ihre Kunst zu sprechen kommen. Sonst ein unnahbarer, schweigsamer Gefell, reden Sie wie ein Buch, sobald Ihre Kunst in Frage kommt.“

„Sagen Sie das alles nur, um mir auf meine Bitte nicht antworten zu müssen?“

„Auf welche Bitte?“

„Ob ich Ihre Hand modellieren darf.“

„Aber Sven, das ist doch selbstverständlich. Natürlich dürfen Sie, wenn Sie Lust dazu haben. Glauben Sie im Ernst, ich wollte Unschönes machen? Das giebt es bei uns doch nicht. Wir sind doch ehrlich gegeneinander.“

„Sehen Sie mich nur nicht so strafend an, Hella. Wenn man etwas wünscht, fürchtet man immer, es gebe nicht in Erfüllung.“

„Liebt Ihnen denn so viel daran, meine Hand zu modellieren?“

„Sehr viel.“

„Warum haben Sie das nicht längst gesagt? Papa hat meinen Kopf doch schon so oft modelliert, und es macht mir gar nichts, stillzuhalten.“

„Ihr Vater hat auch ein Recht dazu.“

„Und Sie sind mir nach Papa der nächste Mensch auf der Welt.“

„Wirklich, Hella? Haben Sie den offenen häßlichen Sven wirklich ein wenig gern?“

Wenn sie nicht so vollständig arglos und unbefangen gewesen wäre, hätte sie die athemlose, zitternde Spannung bemerken müssen, die aus seiner Frage herausklang. So legte sie schelmisch sinnend den Finger an das kleine Rädchen und sah ihn prüfend an.

„Mit und häufig? Lassen Sie mal sehen, Sven. Wie alt sind Sie eigentlich?“

„Zweieunddreißig.“

„Im, ein ehrentüchtiges Alter — elf Jahre älter als ich. Mit stimmt also. Nun Mitritt zwei: Häßlich?“

„Mit trübsam, mutwilligem Ausdruck und wichtig zusammengesetzter Stirn betrachtete sie eine Weile sein Gesicht.“

Seine Augen hingen erwartungsvoll an ihrem schön gezeichneten roten Mund.

„Nein, schön sind Sie nicht,“ sagte sie endlich ehrlich. „Da Sie nicht viel auf Ihr Aussehen sind, wird Sie das nicht weiter tranken. Ihre Stirn ist zu wichtig und schwer, solche Stien mag Zeus hinter seinen Donnerwolken verdecken. Die Nase ist entschieden zu groß, der Mund zu streng. Viel zu streng und zu herb. Da kommt der ganze schwebende Bauerntrost zum Ausdruck, und in den Mundwinkeln zuckt es noch von schweren Kämpfen. Das Kinn ist zu breit und markig. Es zeugt von ner energiegelassenen Zähigkeit Ihrer Rasse. Die Blige sind unregelmäßig und zu stark ausgeprägt. Nein — ein Adonis sind Sie entschieden nicht, Sven, und wenn Ihre wirklich schönen grauen Augen nicht wären mit dem warmen, guten Ausdruck, dann sänd' es noch schlimmer.“

Er seufzte tief auf, scheinbar schmerzhaft, aber ihre Worte gingen ihm tiefer, als er sich den Anschein gab. „Also ein hoffnungsloser Fall,“ sagte er leise.

Sie lachte herzlich. „Wie Sie das sagen! Ich glaube wahrhaftig, Sie sind eitel, als Sie sich den Anschein geben.“

„Sehr eitel. — Ich gäbe viel darum, schön zu sein, so schön, daß Sie mir den ersten Preis zuertheilen.“

„Ach nein, bleiben Sie lieber, wie Sie sind. Ich müßte mich an den schönen, neuen Sven erst wieder gewöhnen. Der alte, häßliche ist mir lieb und vertraut seit meinen Kinderjahren. Ich lasse mich auch nicht einschleichen durch das finstere Aeußere, weiß ich doch, daß Sie ein gutes Herz haben und der losen Hella alle Dummheiten und Thorheiten in Bausch und Bogen verzeihen. — Aber um auf etwas anderes zu kommen, haben Sie

unseren neuesten Hausgenossen schon gesehen? Heute Mittag ist ein Pensionär eingetroffen, als ich auf der Veranda stand nach Tisch und auf Sie wartete.“

„Ich bin ihm auf der Treppe begegnet, als ich herunterkam.“

„Haben Sie ihn angesehen?“

„Ja.“

„Ist er nicht häßlich? Ich war ganz entzückt von ihm. Schwarzes Haar, blaue Augen, ein klassisches Profil, schlant, schneidig, elegant. Er war wunderbar anzusehen — wie eine Offenbarung der Schönheit. Das Herz ist mir ausgegangen bei seinem Anblick. Ach Sven, von allen schönen Dingen auf der Welt ist doch ein schöner Mensch das Herrlichste.“

„Wenn sich eine schöne Seele dazu gefügt — sicher.“

„In einem so vollkommen schönen Aeußeren muß auch eine schöne Seele wohnen.“

„Zuweilen ist es anders.“

„Ach, verberben Sie mir mit Ihren Zweifeln nicht die Freude an diesem Mann! Ich wünsche nur, daß er mir bei Tisch gegenübersitzt, damit ich ihn mit Ruhe betrachten kann. Lockt es Sie nicht, diesen Kopf zu modellieren?“

„Ich sah den jungen Herrn nur flüchtig, und mir ist nichts an ihm aufgefallen, als daß er sehr elegant ausah. Das Gesicht schien mir ein wenig nichtsagend.“

„Ach, das ist häßlich von Ihnen mir die Freude an ihm zu verberben.“

Er faßte ihre Hand und sah sie ernst und bittend an. „Hella — lieber thut' ich mir selbst ein Leid, als Ihnen bewußt etwas zu zerstören, das Ihnen Freude macht.“

Sie lächelte schnell versöhnt. „So ernst war es ja auch nicht gemeint.“

In diesem Augenblick beugte sich ein graumelirteter Kopf um die Zeltwand herum in die Hütte hinein.

„Papa,“ rief Hella lachend, „hast Du endlich ausgeschlafen?“

„Hat es Dir zu lange gedauert?“

„Et, Sven, da scheint Ihre Unterhaltung nicht glänzend gewesen zu sein.“

„Das ist sie leider nie, Herr Professor, und heute mag es besonders schlecht damit bestellt sein, denn ich habe mir Hellas Ungnade zugezogen.“

„Glaub ihm nicht, Papa, er spekuliert nur auf Dein Mißbehagen. Aber wenn es Euch genehm ist, Ihr Herren, ich möchte oben im Strandhotel eine Schale Gefrorenes zu mir nehmen. Haltet Ihr mit?“

„Natürlich, das heißt ich ziehe ein Glas Pilsener dem Gefrorenen vor und Sven ebenfalls, wie ich ihn kenne.“

„Dann auf nach dem Strandhotel!“

Am nächsten Tage bei der Mittagstafel hatte Hella wirklich den neuen Pensionär sich gegenüber. Er wurde ihnen als ein Herr Bohner vorgestellt und entpuppte sich als ein fröhlicher, angenehmer Gesellschafter.

Nach Tisch hatte man eine Segelbootfahrt geplant nach einem der benachbarten Fischerdörferchen. Rasmussen verzichtete deshalb auf seinen Mittagsschlaf und ging mit Hella und Sven langsam dem Strande zu.

Von der Landungsbrücke herüber scholl ihnen bereits das Glodenzeichen entgegen, welches verkündete, daß die Fischer die Segelboote zur Abfahrt bereit machten. Auf dieses Zeichen kamen von allen Seiten Badegäste herbei, die sich an den gemeinsamen Segelfahrten zu beteiligen wünschten.

Als die drei die Landungsbrücke betraten, führten bereits die ersten Boote ab. Sie sahen, über der Brüstung gelehnt, eine Weile dem Treiben zu und nahmen dann im letzten Boote Platz.

Sven legte Hella sorgsam ihren Mantel um die Schultern, denn es wehte eine erfrischende Brise über das Wasser, und setzte sich dann ihr gegenüber. Rasmussen nahm neben seiner Tochter Platz. Das Boot war nicht so stark besetzt als die anderen.

Als die Fischer abstoßen wollten, kam mit eiligen Schritten noch ein einzelner Herr die Treppe herab. Nach einem kurzen Zuruf sprang er mit einem eleganten Schwimmschwamm hinein und verneigte sich grüßend gegen die Insassen.

Sven sah zu Hella hinüber. Ihr Gesicht hatte sich mit heller Röthe überzogen, und ihr sprechendes Auge blickte voll Entzücken an dem zuletzt Angekommenen. Es war Herr Bohner. Er trug einen weißen Flanellanzug, der seiner geschmeidigen, eleganten Gestalt vorzüglich saß und das warme Lorolt seines Gesichtes vorteilhaft zur Geltung brachte. Er war groß und schlant, trug das dunkle Haar

kurz geschnitten und sah wirklich bildschön aus.

Seine blauen Augen senkten sich sofort eroberslustig in die Hellas, und dabei streifte seine schlante Hand mit nachlässiger Grazie den dunklen, schön gepflegten Lippenbart.

Hella erröthete unter seinem Blick noch tiefer und wandte sich zur Seite. Nach einer Weile sah sie jedoch, wie magnetisch angezogen, wieder zu ihm hinüber und begegnete seinem faszinierenden Blick von neuem.

Sven preßte wie in jähem Schmerz die Lippen fest aufeinander. Er hatte nur zu deutlich diese Blicke gesehen, und sein Herz zog sich in dumpfen Bangen zusammen. Die ganze Kraft und Innigkeit seiner verflochtenen Natur hatte sich mit heißem Empfinden auf Hella konzentriert. Hatte er auch nicht zu hoffen gewagt, sie für sich zu erringen, so hatte er bisher auch nie fürchten müssen, daß sich ihre Liebe einem anderen zuwandte. Gleichmäßig freundlich und ruhig hatte sie all den jungen Leuten gegenübergestanden, die ihren Lebensweg getreuzt hatten. Heute zum ersten Male sah Sven einen Ausdruck in ihren Augen, der ihm fremd war und ihm zu denken gab.

Die Möglichkeit, sie zu verlieren, stieg wie ein Schredgespenst vor ihm auf, und der große, starke Mann schüttelte sich wie im Fieber, wenn er sich ausmalte, daß jener glatte, glänzende Salonmensch mit dem freien Groberbild, ein Recht erhalten könnte, Hella, seine Hella, in die Arme zu schließen.

Vor seinen Augen stiegen blutrothe Nebel auf, seine Zähne schlugen wie im Frost aufeinander, und er verlor sich in einem Gefühl wohlfühniger Angst. Er wußte nicht, wo er war.

In diesem Augenblick trat Bohner zu ihm und sagte mit leichter Verbeugung: „Gestatten Sie, daß ich neben Ihnen Platz nehme.“

Sven fuhr auf wie aus einem schweren Traum und rücte zur Seite. Und dann saßen sie nebeneinander und hatten Hellas liebliche Erscheinung sich gegenüber. Bohner begann sofort eine Unterhaltung, an der sich außer Sven auch Hella und Rasmussen beteiligten, und als man in dem Fischerdörferchen gelandet war, hat Bohner liebenswürdig, sich den Herrschaften anschließen zu dürfen. Rasmussen ertheilte ihm unbefangen die Erlaubnis dazu.

So suchten sie gemeinsam das Gasthaus auf. Hella war zuerst etwas befangen, aber bald plauderte sie angezogen mit dem neuen Bekannten. Es fiel ihr gar nicht ein, jene Gleichgültigkeit zu heucheln, welche die meisten Damen in solchen Fällen immer bereit halten. Ihr Vater hatte sie natürlich und wahrhaftig erzogen, seine Tochter sollte sich unbefangen geben und ihre Mädchenwürde nicht durch unwahren, gezieltes Wesen, sondern durch reines, lautes Empfinden beweisen.

Franz Bohner fühlte sich durch Hellas Benehmen außerordentlich geschmeichelt. Er fand, daß sie eine originelle, amüsantere junge Dame sei, die ihre schönen Augen vorzüglich zu gebrauchen verstand. Er hatte bisher noch nie ein weibliches Wesen kennen gelernt, das ihm Hellas Eigenart hätte verstehen helfen. Er hielt für Kotetterie und Berechnung, was der innerste Ausdruck ihres unverbildeten lauterer Charakters war. Da ihm aber diese scheinbare Kotetterie sehr angenehm war und ihm schmeichelte, zog sie ihn an.

Mit Kennerblicken überflog er wieder und wieder Hellas reizvolle Erscheinung. Die seine Rundung der schlanken Gestalt, die in dem elegant geschnittenen, süßreinen weichen Rock und der luftigen weißen Seidenbluse voll zur Geltung kam, dünkte ihn das Schönste, was er gesehen, und der seine Kopf mit der eigenartigen Frisur, die das schwere, üppige Goldhaar zur schönsten Wirkung brachte, wurde so stolz und frei getragen, daß es Franz Bohner schwer wurde, seine Fassung zu bewahren. Ein früher kleiner Flirt gehörte ja zu einem Aufenthalt im Seebad, aber diese entzückende Blondine war ganz dazu geeignet, sein flatterhaftes Herz länger zu beschäftigen.

Es war ja ohnehin sein letzter Ausflug ins Land der Freiheit. Ein väterliches Nachwort hatte ihm das Ende goldener Tage verkündet. Vorbei sollte es sein mit all den schönen Dingen, die das Leben für ihn lebenswerth machten. Er sollte heimkehren in die kleine, stille Stadt, in welcher sein Vater einer großen Fabrik vorstand, in der Hunderte von Menschen Beschäftigung fanden. Der Vater brauchte seine Hilfe. Bisher hatte er sein Leben nur dem Genuß geweiht, war aus einer Großstadt in die andere gegangen, aus einem Badeort in den anderen. Nun sollte das aus sein, und zu allem Schlimmen kam noch der Umstand, daß man ihm angebeuliet hatte, daß man, deren bereits eine Frau bereit hielt, deren Gelübde mit den seinen harmonierten. Aber daran nur jetzt nicht denken — jetzt, wo diese herrliche Blume ne-

ben ihm voll Duft und Leben blüht! Genießen wollte er bis zur letzten Stunde und sich an dem süßen Reize berauschen, den das schöne Mädchen neben ihm entfaltete.

Ein heißer Blick in Hellas Augen schloß seinen Gedankengang, ein Blick, wie er aus Männeraugen noch nie in ihre unberührte junge Seele gedrungen war.

Sie erboste und sah verwirrt zu Boden. Eine innere Unruhe bemächtigte sich ihrer seit dieser Stunde und brachte ihr sonst so klares, harmonisches Denken und Fühlen in einen ihr unerklärlichen Aufruhr.

Franz Bohner war der einzige Sohn seines Vaters und besaß nur noch eine Schwester. Er hatte bisher wenig mehr geleistet, als seines Vaters Geld mit Schick unter die Leute zu bringen. Unter dem Vorwand geschäftlicher Studien hatte er auf seines Vaters Wunsch im In- und Ausland allen den Firmen einen Besuch abgestattet, die mit der Fabrik seines Vaters in geschäftlicher Verbindung standen. Er hatte dabei nichts zu thun, als sich überall von der lebenswichtigen Seite zu zeigen, und seine geläufige Kenntniß der englischen und französischen Sprache kam ihm dabei sehr zu statten.

Der Inhaber der Firma Ernst Bohner, sein Vater, hatte nicht mit den nöthigen Mitteln zu einem noblen Auftreten gezeit. So sparsam, fast geizig dieser alte Herr auch sonst war, hier galt es den Glanz der Firma zu zeigen, und außerdem schmeichelte es seiner Eitelkeit, einen Sohn zu besitzen, dessen elegantes, blendendes Aeußere von allen Seiten gepriesen wurde.

Aber nun hatte ihn dieser Spah Geld genug gekostet. Jetzt sollte es aus einem anderen Ton geben. Franz sollte nun endlich an ernste Arbeit denken und den Vater entlasten. Es war hohe Zeit, daß er lernte, sich ernsthaft im Leben zu bethätigen.

Der Vater schrieb seinem Sohn in diesem Sinne und deutete ihm gleichzeitig an, daß er, um sich einen ersten Lebensabschnitt zu schaffen, baldmöglichst heirathen solle. Er sei neunundzwanzig Jahre alt, und Elsa Kleefeld, die Tochter des Stadtraths, sei die passende Frau für ihn. Durch Bertha, Franzens Schwester, die eine intime Freundin Elsas sei, wisse man, daß er dort nur anzuklopfen brauche. Elsa schwärmte schon längst heimlich für ihn, und die beiderseitigen Eltern seien darüber einig, daß die Verhältnisse ausnehmend gut zusammenstimmten.

Franz hatte darauf geantwortet, daß er wohl einsehe, es sei Zeit für ihn, seinem Vater an die Hand zu gehen, so wenig ihm auch der Gedanke an das stille Leben dahem behaglich sei. Aber was sein müßte, ließe sich nicht ändern. Er sei bereit, heimzukommen, man möge ihm nur noch gestatten, sich einige Wochen in einem Seebad zu erholen, er habe noch an den Folgen eines Katarrhs zu leiden.

Dieser Katarrh hatte natürlich nie bestanden und wurde nur als Mittel zum Zweck benützt.

Den Heirathsplan seines Vaters hatte er jedoch vorläufig abgelehnt. Elsa Kleefeld sei durchaus nicht sein Geschmad. Sie habe, so viel er sich erinnern könne, ein blaßes, gedunkeltes Gesicht, eine Hatennase und sei klein und düd. Außerdem schiene sie einseitig und albern zu sein. Er sei ja nicht abgeneigt, zu heirathen, wenn es einmal sein müßte, aber es gäbe doch noch andere Mädchen, deren Verhältnisse zu den seinen paßten. Im übrigen habe das ja Zeit, bis er nach Hause käme.

Darauf erhielt er abermals einen langen Brief von seinem Vater. Dieser schrieb sehr gerät, daß sein Sohn es wagte, einen Plan, den er gut fand, so kurzerhand von sich zu weisen: „Ich begreife nicht, wie Du Dich unterstehst, mich in diesem Tone zu antworten. Ob Elsa Kleefeld schön ist oder nicht, kommt gar nicht in Frage, die Hauptsache ist, daß die Verhältnisse stimmen. Ich verlange nicht, daß Du Dich blind und toll in sie verlieben sollst — für Liebesgeschichten hast Du all die Jahre draußer Zeit und Gelegenheit genug gehabt. In der Ehe kommt es darauf gar nicht an, im Gegentheil, ein verliebter Mann kommt immer unter den Schritten. Eine Vergnügungsstation ist die Ehe nun einmal nicht, sondern ein nothwendiges Uebel. Ich habe Deine Mutter einst auch geheirathet, weil unsere Väter uns zusammengehan haben nach reiflicher Ueberlegung. Und es ist gut so gewesen. In meinem Hause bin ich Herr geblieben, weil ich nicht vor Verliebtheit den Kopf verlor im Anfang unserer Ehe. Und so soll es bei Dir auch sein. Du wirst es mir später danken, wenn Du vernünftiger bist.“

Im übrigen bewilligte ich Dir noch den erbetenen Urlaub zur Herstellung Deiner Gesundheit. Vier Wochen werden dazu genügen, zumal die Luft bei uns zu Hause auch gut ist — so gut, daß Du Dir den Aufenthalt an

der See sehr wohl sparen könntest. Du sollst jedoch sehen, daß ich Dir diese letzten Wochen Freiheit noch gönne; nutze sie aus, um Dich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß nun ein ernsteres Leben beginnt.“

Franz hatte den Brief ärgerlich bei Seite geworfen. Der Gedanke an Elsa Kleefeld war ihm über die Massen unympathisch, und er kannte die kalte Tyrannenart seines Vaters, gegen die ein Auflehnen unmöglich war.

Hatte man ihn erst zu Hause in dem engbegrenzten Kreise, dann würde er auch dieser gräßlichen Elsa nicht entgehen.

Nun, das sollte ihn nicht abhalten, die letzte Gnadenfrist in vollen Zügen auszunutzen. Schließlich, wenn er einmal heirathen mußte, war es am Ende gleich, an wen er gebunden wurde.

Ein süßes, hübsches Mädel würde freilich die Sache angenehmer gestaltet haben, aber wo gleich eine solche herbeikommen, die man nur annähernd dem Vater als Ersatz für Elsa hätte vorschlagen können? Die weiblichen Wesen, mit denen er bisher in näheren Verkehr getreten, waren ja zum Theil herzige Dinger gewesen, aber zum Heirathen — das sah er selbst ein — taugten sie nicht. Und wenn er die jungen Damen seiner Heimatstadt vor seinem inneren Auge Revue passiren ließ, die etwa außer Elsa Kleefeld in Betracht kommen könnten, schämte und amüsanter wie diese waren sie auch nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Todesthal des Riesen.

Die Phantasie führt mich Jahrtausende zurück. Um das Tertiärthal erheben sich Berge. Es ist eine große Ebene mit Gebüsch, in der die von den Bergen kommenden Bäche blind enden und einzelne Moräste bilden.

In einem Mantel aus dem erdärmenden Fell eines Zwergguanacos gekleidet, verläßt ein junger Wilder, die Moräste zu durchwaten. Seine Waffen sind Pfeil und Bogen. Der Köcher ist voll von Pfeilen. Die Pfeilspitzen sind ganz kurz, einige aus Obsidian, andere aus Calcetodon. Im Gürtel hängt eine Art aus Stein; auch sie ist groß zugehauen. Auf dem Rücken trägt der Jüngling einen Schild. Nie war ein Pfeil imstande, ihn durchzubohren. Viele Pfeile sind daran zurückgeprallt. Sowohl im Kampfe gegen die harten Holzpfeilspitzen der Puna-Indianer hat er stets seinen Besizer geschützt. Zum Schild hat ein Riesenfaulthier, ein Mhodon, seine mit kleinen, runden Hautknospen gepanzerte Haut hergeben müssen.

Das hohe Gras verbirgt den heran-schiehenden Jüngling. Reich ist die Jagd, aber sie ist gefährlich. Der Wilde kommt zu einem Plaze, wo die Thiere zu trinken pflegen. Eine Heerde eigenthümlicher pferdeähnlicher Thiere mit den schnabelartigen Nüstern die drohende Gefahr und eilen davon. Ein Riesenfaulthier wird ebenfalls unruhig und eilt, auf den Spüren feiner Klauen schleichend, in seine Höhle. Aber nicht der Jüngling hat es erschreckt, sondern ein Dolchträger, den auch das scharfe Auge des Wilden im Grafe entdeckt hat. Die dolchähnlichen Zähne des Tigers sehen auch respekt-einflößend aus, wie sie da aus dem breiten Oberkiefer hervorragen. Sie sind nicht zum Beißen, sondern zum Stoßen und Zerreißen wie die Stofzähne des Walfisches. Sie eignen sich ausgezeichnet zum Aufbrechen der gepanzerten Haut der Faulthiere. Nicht den Ferkeln lauerte der Tiger auf — die sind ihm zu schnellfüßig — sondern dem Riesenfaulthier und einem Faulthier, das auf seinen Armobogen gestützt, gemächlich grasst.

Die Erde bebte: es ist eine Heerde elefantähnlicher Thiere, Mastodonten, die vorbeiröhen. Es ist ein stattliches Schaupiel. Eines ist zurückgefallen. Das schwere Thier ist im Schlamme versunken. Es arbeitet, um herauszukommen. Der Schmutz spritzt hoch. Immer tiefer sinkt das Thier. Dieser Todesstampf ist großartig. Seitdem kein Jahrtausende ver-

gangen. Alle diese Thierarten sind verschunden. Neue Arten, weit kleiner, von schlankelem Bau, mit größerer Intelligenz, sind an ihrer Stelle aufgetreten. Das Klima und die Pflanzenwelt haben sich ebenfalls verändert.

Das das Tertiärthal nach allen Richtungen durchschneidende Wasser hat die Dentmäler einer dahingeshwundenen Zeit aufgedeckt. Jede Rinne hat hier in den Erdschichten einen Kanon geschnitten. Zuweilen hat das Wasser Abgründe gebildet, über welchen hier und da Stüde des Bodens stehen geblieben sind und Brücken bilden. Zuweilen, wo einzelne Steine mit der feinen Erde, die hier den Boden bildet, gemischt sind, hat das Wasser das Material zwischen den Steinen fortgeschwemmt und phantastische, zuderhuförmige Erdbildungen, mit einem Stein auf jedem Regal, geschaffen. Oft sind die Steine durch Knochen ersetzt, zuweilen vom Mastodon, zuweilen von einem Dolchträger, sehr oft von einem Schaupiel oder einem Pferd. Sucht man in den Barren (so werden hier die Abgründe genannt), so findet man Knochen von allen diesen Thieren. Sucht man sorgfältig, so findet man Kränien.

Das Knochenfinden ist eine Leidenschaft wie das Spiel. Du siehst den Schädel eines Kraniams in der Barren-ranka; den ganzen Tag arbeitest du mit dem Meißel; denn es ist etwas schönes, darf also nicht gerstört werden. Du deckst den Schädel Stück für Stück auf. Plötzlich hört es auf. Es war nur ein Stück. Ein anderes Mal hast du wieder mehr Glück in der Lotterie: das Kranium ist ganz, du hast gewonnen.

Die Indianer glauben, die Mastodonten seien Riesen oder Geister gewesen. Es heißt schwer, sie zu lernen, nach etwas anderem zu suchen als nach den mächtigen Knochen der Riesen. Da kam einer darauf, sie zu bitten, nach den Pferden, Lamas und Hunden der Geister zu suchen. Sie meinten zwar, die Riesen hätten merkwürdige Haus-thiere gehabt, sie lernten aber doch, auch nach Knochen kleinerer Thiere zu suchen.

Ein hervorragender Thierfreund u. Thierkenner, der die Faunas der Barren-pas geschildert hat, erzählt, der Guanaco suche, wenn er fühlt, daß er sterben muß, die Stelle, wo sein Vater gestorben ist; das ist der Todesplatz der Guanacos. Geht man dorthin, so findet man den Boden mit Knochen bedeckt; einige von den eben getödeten Thieren, andere, die in Verwesung übergegangen sind. Dort hinten in den Barrenpas, gegenüber dem Lager, findet man überall Ueberreste von Schalen von Riesenfaulthieren, auf einige hundert Fuß oft von bis zehn Individuen. An anderen Stellen trifft man nur Mhodonten an um. Teile von Mastodonten findet man jedoch beinahe überall, aber auch diese meistens an bestimmten Plätzen ausgehäuft.

Hat jede Thierart ihren Todesplatz gehabt, mohin alle Arten gegangen sind, um zu sterben, wenn sie die Nähe des Todes gemerkt haben, oder ist dies nur ein Zufall?

Das Tertiärthal ist das Todesthal der Riesen genannt worden. Die Natur bewahrt hier die Gräber ihrer sonderbaren Schöpfungen. Feine Utensilien und Knochen mit herrlichen Blumen wachsen auf den Gräbern der Mastodonten. Diese Thierwelt war großartig, und das Grab, das ihnen geworden ist, ihrer würdig.

(E. Nordenstjöld.)

Aus Dresden meldete das Oberschlesische Tageblatt in No. 344: „Wie bestimmt verlautet, wird am 24. d. M. der frühere Kommerzienrat H., der seinerzeit zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt wurde und bereits 24 Jahre davon verbüßt hat, begnadigt werden. H., der von seiner Frau geschieden ist, hat sich vor einiger Zeit, als er auf der Strafankalt beurlaubt war, mit einer Berliner Millionärin verlobt. H. wird nach seiner Beerdigung in Berlin ein Hotel übernehmen.“ Der frühere Kommerzienrat mag zwar sehr geschäftsgewandt sein, das aber wird er doch nicht fertig bringen!

Der Mitado hat dreißig Köche. Kein Wunder, daß der japanische Vreitungsbüro munden will!



Dichtersing (renommitend): „Ich werde von den Redaktionen besonders bedroht.“
„Sie sind also Bohn im Papier toth.“